

# Frühlingsboykott

Ich sage Ihnen, irgendwie geht alles nicht mit rechten Dingen zu. Das soll ein April sein! Nein, danke.

Natürlich kann man sagen: Der April macht, was er will. Jetzt frage ich Sie aber: Welcher April kann das, was der heurige in seinen ersten beiden Wochen gemacht hat, wirklich wollen? Ich mag gar nicht mehr vor die Tür. Hab ja schon gar nichts mehr zum Anziehen. Die Wintersachen alle schmutzig. Und nichts Warmes mehr zu kriegen. Frösteln ja schon die Sommerkleider – heuer ohnedies lauter trostlose graue Hadern – in den Schaufenstern.

Nein, nein, ich lass' es mir nicht nehmen: Das, was wir da zu frieren haben, hat nichts mehr mit einem April zu tun. Das ist schlicht meteorologischer Boykott! Das sind thermische Sanktionen!

So, jetzt ist er heraus, mein Verdacht. Wie alle sensiblen Menschen neige ich natürlich zum Verfolgungswahn. Doch das mit dem Boykott hat wirklich nichts mit Wahn zu tun. Damit ist es mir ganz ernst.

Ich weiß schon, gerade Narren nehmen das, was sie sich einbilden, ganz besonders ernst. Dann soll man mich eben für einen Narren halten. Meinetwegen. Nur zum Narren lasse ich mich von niemandem gerne halten. Und auch nicht von diesem April, der da schon fast zwei Wochen lang so tut, als wäre dieses eiskalte Sauwetter auf seinem Mist gewachsen.

Ha! Dass ich nicht lache! Ich bin zwar verrückt, aber deswegen noch lange nicht blöd! Eine Marionette ist er, dieser April. Handlanger unserer europäischen Nachbarn, die uns schon seit dem Februar karnifeln.

Also, insgeheim habe ich das alles ja erwartet. Es musste einfach so kommen! Haben Sie tatsächlich geglaubt, dass die Geduld der gütigen und gerechten europäischen Staatsmänner unbegrenzt ist und diese bis zum Sanktionierstadium tatenlos zuschauen werden, dass der Himmel über uns vor aller Welt ganz frech in der FPÖ-Farbe prangt?

Nein, nein. Das geht wie in der griechischen Tragödie: Auf die Untat folgt schicksalhaft die Sühne, auf die Provokation gadenlos die Sanktion. Und der Rächer, den man uns sandte, heißt April. Wenn wir schon unseren haiderblauen Himmel haben wollen, dann sollen wir unsern Blick nicht anders als mit klappernden Zähnen auf ihn richten.

Ein roter Himmel oder ein grüner, damit ließe sich in Europa schon Staat machen. Da würden die Frühlingslüftchen schon milder aus dem Westen und aus dem Süden zu uns heraufwehen. Aber so? Na ja, selber schuld. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

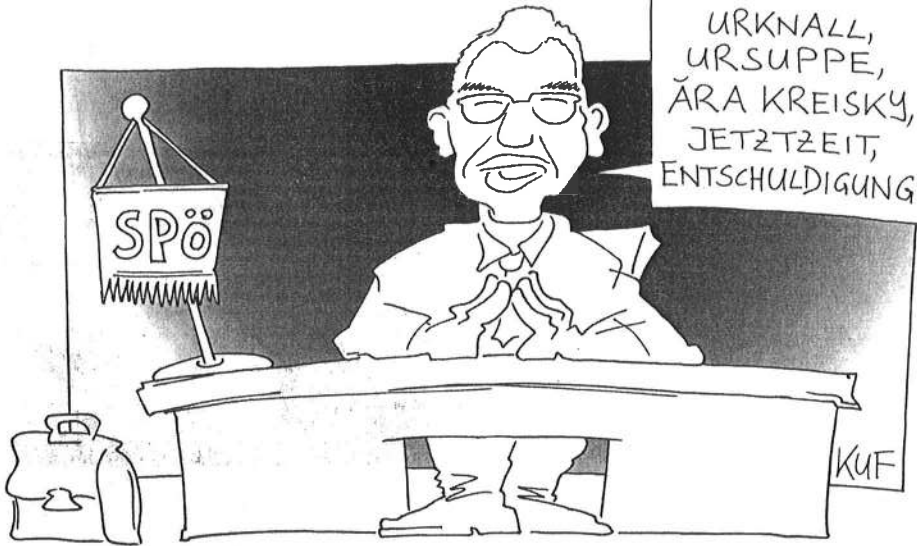
Oder doch: Es trifft ja immer auch die Unschuldigen. Was kann zum Beispiel ein Baum dafür, dass so viele Österreicher den Himmel gerne blau haben? Mein schöner Kirschbaum zum Beispiel. Der soll jetzt blühen. Aber wie soll er. Welche Zumutung. Er ist schon ganz depressiv.

Und den aufgeschreckten Rotkehlchen und den Rotschwänzchen in seinem dunklen Geäst gelingt es nicht und nicht, sein Gemüt zu erhellen. Unlängst sagte er mir, dass ihn das Blüten und Grünen unter solchen Arbeitsbedingungen überhaupt nicht mehr freut. Am liebsten ginge er in Pension.

Nur das nicht, habe ich ihn beschworen. Das wird jetzt überhaupt nicht gerne gesehen. Wenn er das tut, ist er geächtet. Kein Hund, der dann noch das Bein vor ihm hebt. Was ich vom Mai halte oder vom Juni, fragte mein Kirschbaum dann lange.

Weil ich ein schlechter Lügner bin, schenkte ich ihm reinen Wein ein: dass sich wohl alle zwölf Monate mit unseren 14 Bruderstaaten solidarisiert haben werden. Da gibt es kein Ausseren.

Ein Glück, dass wir kein Meer haben, sagte ich ihm zum Trost. Das wäre dann ja auch blau. Ob er mich verstanden hat, kann ich nicht sagen. Denn eine schwarze Amsel jubilierte so lauthals ins Blaue, als ginge sie der ganze Frost und Frust überhaupt nichts an.



Vom Umgang mit „braunen Flecken“ auf roten Westen

## „Lernen Sie Geschichte, Herr Vorsitzender!“

**Der Soziologe Christian Fleck hält Gusenbauers Erklärung schlicht für misslungen. Zentraler Vorwurf des Kritikers: „das beredte Beschweigen der historischen Sünde der Sozialdemokratie – des Antisemitismus.“** Foto: Jungwirth



### KOMMENTAR DER ANDEREN

Allein für die Ankündigung erntete der künftige Vorsitzende der SPÖ derart viel Applaus, dass er diesen Schritt wohl als Erfolg betrachten wird. Der veröffentlichte Text kann aber nur jene zufriedene stellen, deren historisches Bewusstsein nicht weiter als drei Jahrzehnte zurückreicht. Man fühlt sich veranlasst, einen bekannten Ausspruch des politischen Vorbilds Gusenbauers abzuwandeln: Lernen Sie Geschichte, Herr Vorsitzender!

Gusenbauer beansprucht eingangs für seine Partei, immer demokratisch gewesen zu sein und den Nazismus von Beginn an bekämpft zu haben. Maßgebliche Frauen und Männer hätten Widerstand geleistet, seien vertrieben, in-

haftiert oder ermordet worden. Die Partei und ihre Funktionäre erscheinen makellos. Nur „politisch entwurzelte Sozialdemokraten“ – die oft zitierten kleinen Leute also – seien den „opportunistischen Parolen“ und dem „raffinierten Populismus“ der Nazis erlegen.

#### Verdrängte Einsicht

Die dürftige Rhetorik der richtig liegenden Partei und der irrenden Anhänger verschleierte, was von einem anderen Sozialdemokraten, dessen historische Analysen zum Besten gehören, was diese Bewegung hervorgebracht hat, helllichtig und klar analysiert wurde: Nach dem Pogrom vom November 1938 schrieb Otto Bauer über die Attraktivität des Nazismus und wies darauf hin, dass der Nazismus allen sozialen Schichten Möglichkeiten einräumte, sich auf Kosten der entrechteten Juden zu bereichern – auch den Arbeitern. (Diesen Text findet man beziehungsweise nicht in der von einer hochrangigen Kommission betreuten Bauer-Ausgabe.) Bauers Einsicht führt unmittelbar zur zentralen Schwäche der Gusenbauer-Erklärung, nämlich dem beredten Beschweigen der historischen Sünde der Sozialdemokratie: dem Antisemitismus.

Will man Klarheit in die Vergangenheit der SPÖ bringen, genügt es nicht, das Verführungspotenzial der Nazis zu beschwören, sondern man muss in unzweideutigen Worten festhalten, dass maßgebliche Sozialdemokraten mit den gewöhnlichen Nazis den Hass auf Juden teilten. Bei den Nazis legte dieser die Basis für den Massenmord in den Vernichtungslagern, während er bei den Sozialdemokraten nach 1945 zur Billigung eines Resultats der Diktatur führte: Die Juden waren keine Konkurrenten um Führungspositionen mehr.

Manche verbergen ihre Gefühle hinter einem demagogischen Antiintellektualismus, andere hinter der Ablehnung der der Nachgiebigkeit gegenüber den Kommunisten gezehlenen „Linken“. Einige waren sich die Schärfe, Helmers & Co. darin, dass es besser sei, wenn die Vertriebenen dort blieben, wohin sie der „Faschismus“ vertrieben habe. Ihrer gedachte man noch gelegentlich, doch zurückrufen wollte man sie nicht, und wenn einer wie Otto Leichter kam, hielt man ihn von einflussreichen Positionen fern, beleidigte ihn und komplimentierte ihn wieder außer Landes.

In Gusenbauers Erklärung wird das hinter einem Nebel von vagen Formulierungen verborgen. Es war nicht die „Umgebung“, die Leichter veranlasste, ein zweites Mal zu emigrieren, sondern etwas viel konkreter zu Berühnendes: die Ressentiments jener, die die Nazijahre „im Land“ verbracht hatten, gegen die Exilanten, denen vorgehalten wurde, dem Elend entflohen zu sein, eine fremde Staatsbürgerschaft angenommen zu haben und überhaupt nicht mehr so recht hierher zu passen, sofern sie denn überhaupt jemals als Dazugehörige angesehen wurden.

Statt sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, wählte Gusenbauer den einfacheren Weg der „Aufarbeitung des NS-Erbes“ – und scheitert notwendigerweise. Es genügt nämlich nicht festzustellen, dass es „bedauerlich“ sei, dass ein der Beteiligung an Kindesstötungen bezichtigter Psychiater Mitglied der SPÖ war. Eine historische Erklärung müsste sagen, wie es dazu kommen konnte.

#### Tabuisiertes Kalkül

Hätte sich Gusenbauer dieser Frage gestellt, hätte er darauf eingehen müssen, dass die SP-Führung nach 1945 ganz gezielt auf der einen Seite die vertriebenen jüdischen Intellektuellen an der Rückkehr hinderte und auf der anderen Seite Leute, die ihre Willfährigkeit gegenüber Mächtigen schon einmal demonstriert hatten, einlud, ein Stück des Weges mit ihr zu gehen.

Dazu gründete man eine eigene Organisation, den „Bund sozialistischer Akademiker, Intellektueller und Künstler“ (BSA), wo sich ehemalige Nazi-Doktoren und -Ingenieure

mit ihresgleichen trafen, und mehr als eine Arbeiterkammer-Abteilung oder Generaldirektion gleich bald einer Stabsstelle einer Organisation von vor 1945.

Nicht der Umstand, dass die SPÖ ehemalige Nazis als Mitglieder akzeptierte, sondern dass man sie im Tausch für Stimmgabe und Wohlverhalten unbehehlt an ihren alten Anschauungen festhalten ließ, war die moralisch-politische Schwäche der Nachkriegs-Sozialdemokratie.

#### Fatale Folgen

An einer schrittweisen Wiedereingliederung der Ehemaligen führte wohl kein Weg vorbei. Was sollte man auch sonst mit einer drei viertel Million NSDAP-Mitgliedern tun? Sie nie zu nötigen, sich mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen, sondern ihnen soziale Anerkennung, beruflichen Einfluss und gute Verdienstmöglichkeiten geradezu aufzudrängen, war folgenreich. Solcherart wurde es nämlich sogar jenen Ehemaligen, die – was ja vorgekommen sein soll – ihrer alten Ideologie ernsthaft entsagen wollten, unmöglich gemacht, sich von den Unverbesserlichen und Opportunisten zu unterscheiden.

Für die SPÖ bedeutete das, wie für alle anderen Parteien auch, jederzeit kompromittierbar zu sein. Das ungünstigste, in Serie gegebene Spektakel „Ich hau' deinen Nazi, wenn du meinen angreifst“ wurde dadurch erst möglich.

Es hätte verhindert werden können, wenn wenigstens ein paar ermuntert worden wären, ihre Abkehr von einem anderen Gott, der keiner war, öffentlich auszusprechen. Es stellt jenen, die den Teil der Erklärung, der sich mit Kreisky und Broda befasst, für so wichtig nehmen, dass sie den größeren Zusammenhang, der hier skizziert wurde, nicht wahrzunehmen gewillt sind, kein sehr gutes Zeugnis in Fragen der politischen Analyse aus.

Aber auch der Verfall des öffentlichen Diskurses hat Wurzeln, die weiter zurückreichen als bis zur Regierungsübernahme durch Kreisky.

Der Soziologe Christian Fleck ist zurzeit Fellow am Center for Scholars and Writers der New York Public Library. In diesem Frühjahr erscheint im Campus Verlag eine gemeinsam mit Heinz Berger verfasste Studie über Otto Leichter.

### DAS AKTUELLE BUCH

#### Unkonventionelle Predigten eines Landpfarrers



Markus J. Plöbst  
Die Leere der Kirche  
55 268,- (€ 19,48/243 Seiten)  
Czernin Verlag, Wien 2000

Die Kirchenflucht beweist: Es genügt nicht mehr, bloß darauf zu pochen, die Lehre der katholischen Kirche stehe automatisch und durch die Kraft der Evangelien über jeder anderen Glaubenslehre. Markus Plöbst, ein Priester in Bad Aussee, hat diese Tatsache nicht nur erkannt und im Vorwort seiner Neuerscheinung festgehalten, sondern sie sich auch zu Herzen genommen:

Er versuche, den Menschen die Lehre der Kirche in einer nicht dogmatischen Form zu vermitteln, schreibt der Autor weiter. Stattdessen möchte er „das Wort Gottes auf der Ebene des Alltags umsetzen“. Und da diese Form zumindest in Bad Aussee für ein volles Gotteshaus Sorge, lohne vielleicht auch die Niederschrift seiner Predigten.

Die authentische Sammlung der Predigten des jungen Theologen (Jahrgang 1963), der in Wien, Graz, New York, Paris und Rom studierte, folgt der Ordnung und der Chronologie eines ganzen Kirchenjahres.

Haben die Predigten – wie meistens – eine Bibelstelle als Grundlage, so ist diese dem Kapitel vorangestellt. Das ermöglicht dem Leser, die Interpretation des Evangeliums durch den Priester besser nachzuvollziehen (bzw. zu überprüfen), als das womöglich in der Kirche der Fall ist.

Dem Wunsch des Autors entsprechend, die Kirchgänger (und Leser) zu einer Beschäftigung mit Religion im Alltag anzuregen, erklärt Plöbst, wie Parallelen zwischen der Bibel und unserem Leben gezogen werden können. Vergnüglich machen die Lektüre Zitate bekannter Persönlichkeiten von Peter Turini bis Helmut Quattinger, aktuell sind die Bezüge zur politischen Situation.

Daneben aber haben Predigten immer auch einen lehrenden Charakter, mit dem sich vielleicht nicht jeder Leser anfreunden kann – aber trotzdem von den didaktisch aufbereiteten Bibelstellen profitiert.

Raphaela Kitzmantel